

LUCA VESTE

**DIE
LEKTION
DES
TODES**

Weltbild

Die Lektion des Todes

Der Autor

Luca Veste, Liverpooler mit italienischen Wurzeln, arbeitete als Schauspieler, Musiker und Staatsdiener, bevor er sein Studium der Psychologie und Kriminologie an der Universität von Liverpool begann. Er ist Autor zahlreicher Kurzgeschichten, die in verschiedenen Publikationen veröffentlicht wurden, und lebt mit seiner Familie in Liverpool, dem Schauplatz seines aufsehenerregenden Debütromans »Die Lektion des Todes«.

Luca Veste

Die Lektion des Todes

Psychothriller

Aus dem Englischen
von Leena Flegler

Weltbild

Die englische Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel *Dead Gone* bei Avon,
a division of HarperCollins Publishers, London

Besuchen Sie uns im Internet:
www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,
Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg
Copyright der Originalausgabe © 2014 by Luca Veste
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2015
by Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Umschlaggestaltung: *zeichenpool, München
Umschlagmotiv: www.shutterstock.com
(© Petrov Stanislav; © theromb; © vectortatu; © Steve Collender)
Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in the EU
ISBN 978-3-95973-708-1

2021 2020 2019 2018
Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

*Für Emma, Abs und Migs –
es ist wahr geworden.*

TEIL EINS

Das Leben ist angenehm.

Der Tod ist friedlich.

Es ist der Übergang, der schwierig ist.

Isaac Asimov

Bereits in jungen Jahren wird uns die Angst vor dem Tod gelehrt – jener unbegreiflichen Macht, auf die wir alle zustreben, einzig und allein, weil wir existieren. Dennoch wird dieser Aspekt des menschlichen Lebens in der westlichen Gesellschaft nicht gern thematisiert. Über den Tod wird in der Öffentlichkeit kaum je bereitwillig gesprochen, weil das Thema zu der Befürchtung Anlass bietet, möglicherweise verstörend oder verletzend zu sein. Dennoch ist dieser Aspekt des Lebens uns allen gemein, er geht uns alle an, ganz unabhängig von Herkunft, Geschlecht oder Neigung. Der Tod ist die eine Sache, die wir alle teilen, und doch wird er als »düsteres Thema« abgetan. Über die eigene Sterblichkeit zu sprechen, wird als taktlos und morbide empfunden.

Doch die Wahrheit ist und bleibt: Wir werden alle sterben. Jeder lebendige Organismus wird zu irgendeinem Zeitpunkt den Tod erfahren. »Das Ziel allen Lebens«, so schrieb Dr. Sigmund Freud, »ist der Tod.« Wir leben, um zu sterben. Der Homo sapiens als Spezies hat in den vergangenen Jahrhunderten herausragende technologische Fortschritte erzielt, doch eines ist uns nie gelungen und wird uns nie gelingen: als Individuen einer Gesellschaft auf eine immer gleiche Weise mit dem Tod umzugehen. Wir trauern unterschiedlich, wir sterben unterschiedlich.

Der Tod berührt uns alle. Sollten wir dem Tod mit Furcht entgegenblicken und versuchen, ihn verzweifelt zurückzuweisen, indem wir unser Leben künstlich verlängern? Wenn die Technologie sich so weit entwickelte, dass der Tod überwindbar und ewiges Leben zu einer reellen Option würde, wären wir dann jemals in der Lage, wahrhaft zu leben?

Können wir den Tod, ohne die Möglichkeit, ihn und seine Konsequenzen für den Verstorbenen zu untersuchen, überhaupt in einer bedeutsamen Weise erforschen, ohne ihn je selbst zu erfahren?

Aus: »Leben, Tod und Trauer«,
in: *Psychological Society Review*, 72/2008.

Experiment zwei

Sie hatte nie Angst vor der Dunkelheit gehabt.

Nicht vorher.

Nicht, ehe die Dunkelheit unerwartet in ihr Leben eingebrochen war, sich wie eine zweite Haut um sie gelegt hatte und zu einem Teil von ihr geworden war.

Sie hatte nie Angst vor engen Räumen gehabt oder gefürchtet, dass die Wände um sie herum sich zusammenziehen könnten. Dass sie zu Tode gequetscht würde, ohne zu merken, dass die Mauern sich überhaupt bewegt hätten. Sie hatte sich nie vor Dingen gefürchtet, die um ihre Zehen herumkrochen. War nie ängstlich gewesen, wenn sie allein in einem dunklen Zimmer gesessen und sich gefragt hatte, ob irgendetwas ihr Gesicht streifte oder ob sie es sich nur einbildete.

Nein. Sie hatte zuvor nie Angst gehabt.

Jetzt schon.

Es hatte eine Zeit lang gedauert, bis sie Angst vor all dem bekommen hatte, und Zeit war alles, was sie hatte. Sie erstreckte sich vor ihr bis in die Endlosigkeit. Sie gab sich selbst die Schuld. Gab ihren Freundinnen die Schuld. Gab ihm die Schuld. Sie sollte nicht hier sein, und irgendjemand war schließlich schuld daran.

Musste daran schuld sein.

Sie war eine verantwortungsvolle junge Frau geworden, genau wie es von ihr erwartet worden war. Vorbei waren die Zeiten, als sie ausgegangen war – manchmal zwei-, dreimal

die Woche. Karaoke am Freitag, jemanden abschleppen am Samstag, wenn irgendein passabler Typ ihr vor die Flinte lief. Dann ein ruhiger Sonntag. Mittlerweile war sie immer die Erste, die schon früh am Abend wieder heimfuhr, während die anderen gerade erst warmliefen.

Das Gefühl, betrunken zu sein, behagte ihr nicht mehr. Der Kontrollverlust, der Mangel an Urteilsvermögen. Sie war sehr oft betrunken gewesen, bis sie eines Tages beschlossen hatte, dass dies nichts war, was verantwortungsbewusste junge Frauen taten. Ihre Mum hatte ihr das eingetrichtert, als sie ihr eines Nachts die Haare aus dem Gesicht gehalten hatte, während zwei Flaschen Weißwein und weiß der Himmel wie viele Wodka-Longdrinks wieder aus ihr hinauswollten.

Inzwischen blieb sie nach einem Arbeitstag lieber zu Hause und sah fern, besonders wenn er neben ihr saß. Es störte sie nicht einmal, dass er ständig den Laptop anschaltete und dieses bescheuerte Fußballmanager-Spiel spielte. Allein bei ihm zu sein reichte ihr schon.

Einen Drink nach Feierabend, ein Glas Wein zum Essen oder auch mal eine ganze Flasche am Wochenende gönnte sie sich immer noch. Aber mit dem Komasaufen war es vorbei, so viel war sicher.

Als ihr aber eine ihrer Freundinnen einen eisgekühlten Cheeky Vimto in die Hand gedrückt und behauptet hatte, sie werde ihn lieben, hatte sie nicht Nein gesagt. Alcopops mit Portwein. Wer dachte sich nur so was aus? Egal. Es war verdammt lecker gewesen.

Aus »noch einer« waren »noch vier« geworden, und ehe sie sich versehen hatte, war sie in einem Achtziger-Nacht-

club gelandet und tanzte sich zu Chesney Hawkes die Seele aus dem Leib. Um zwei Uhr nachts verabschiedete sie sich. Sie mochte ihre Freundinnen. Ihre Mädels. Warum trafen sie sich eigentlich nicht häufiger?

»Jetzt schon? Wir teilen uns später ein Taxi. Der Club macht doch sowieso in einer Stunde zu.«

»Lass nur, schon in Ordnung. Ich bin kaputt und will ins Bett. Ich muss heim ... Nein, schon gut, ich geh rüber zum Tunnel am Museum, wenn ich hier keins kriege.«

Ihre Stimme war bereits heiser, weil sie die ganze Zeit über die Musik hatte hinwegschreien müssen. Sie versprach hoch und heilig, das Ganze bald zu wiederholen. Ihnen eine Nachricht zu schicken, wenn sie zu Hause angekommen wäre.

Dann war sie endlich raus aus dem Club. Der Türsteher hielt ihr auf der letzten Stufe die Hand hin, und gleichzeitig schlugen ihr die frische Luft und die Erkenntnis entgegen, dass sie betrunken war wie schon seit Langem nicht mehr. Sie durchsuchte ihre Handtasche nach ihrem Handy, fand es schließlich in der Seitentasche, in die sie es immer steckte, und versuchte, ein Taxi zu rufen, das sie nach Hause bringen würde.

»Verdammte Scheiße!«

Zu laut. Ihre Stimme hatte noch nicht begriffen, dass sie sich nicht länger im Club befand. Ein Pärchen starrte sie im Vorbeigehen an, während sie mit ihrem verfluchten akku-fressenden Smartphone weiterdiskutierte. Die Entscheidung, bequeme Schuhe zu tragen, erwies sich jetzt als die beste Idee des Tages. Sie machte sich auf den Weg zum Taxi-stand am Ende der Mathew Street und hoffte, dort nicht

allzu lange warten zu müssen. Sie kam am alten Cavern Club vorbei, wo ein paar Touristen auf die Straße stolperten und mit ihnen der Krach einer Band, die alte Hits verstümmelte.

Sie konnte kein Taxi finden. Es waren zu viele Leute auf der North John Street unterwegs. Sie kehrte den Lichtern der Clubs in der Innenstadt den Rücken und hoffte, dass sie eines am Tunnel würde abpassen können. Als sie noch jünger war, war es einfacher gewesen. Da waren sie immer genügend Leute gewesen, um sicher mit dem Nachtbus nach Hause zu kommen. Jetzt, da sie Geld verdiente, musste sie nicht mehr in einem vollen Bus sitzen, wo der Gestank von Dönern und Wodka-Shots sich in ihren Klamotten festsetzte. Wo die Jungs sich gegenseitig anpöbelten oder jedes Mädchen anbaggerten, das noch einen Puls hatte. Nein danke. Sie konnte sich die acht Pfund leisten und ohne all das Elend nach Hause kommen.

An der Ecke zum Museum hielt sie an und wartete darauf, dass ein Taxi mit angeschalteter Signallampe vor ihr auftauchte. Sie schlang die Arme um sich, als der kalte Wind an ihr zu zerren begann, nachdem sie stehen geblieben war und sich an die Mauer der St. John's Gardens gelehnt hatte. Das Museum zu ihrer Rechten. Die Einfahrt zum Birkenhead-Tunnel genau gegenüber. Sie wankte leicht zu der stummen Musik in ihrem Kopf.

Ihr war kalt, und sie wünschte, sie hätte einen wärmeren Mantel angezogen. Zehn Minuten verstrichen, dann fünfzehn, bis endlich ein Taxi auf sie zukam, vom Gas ging – und dann doch an ihr vorüberfuhr.

»Hey!«

Es steuerte aufs Stadtzentrum zu, kehrte dann aber doch um und hielt genau vor ihr an. Sie öffnete die Tür, nahm den Fahrer kaum zur Kenntnis, sondern rief ihm nur ihre Adresse zu und ließ sich dann auf den Sitz zurücksinken. Sie war heilfroh, in der Wärme des Wagens zu sitzen.

Während sie das Zentrum durchquerten, fühlte sie sich zusehends unwohl. Der Fahrer starrte stur geradeaus und schenkte ihr nicht die geringste Aufmerksamkeit. Er hatte kein Wort gesagt, seit sie eingestiegen war. Wahrscheinlich einer dieser ausländischen Fahrer, die vermehrt aus Osteuropa oder sonst woher kamen. Das zumindest behauptete ihre Mutter. Sie sollte ihre Mum gleich morgen anrufen, dachte sie. Sie hatten in letzter Zeit nicht allzu viel Kontakt gehabt, und sie wollte sich auf den neuesten Stand bringen lassen.

Die vorüberhuschenden, verschwommenen Gebäude hatten eine geradezu hypnotische Wirkung, und sie musste ein paarmal gähnen, während das Taxi sich aus der Innenstadt hinaus in Richtung Zuhause schlängelte. Sie kämpfte gegen die Müdigkeit an – und verlor, als ihre Lider zu schwer wurden und schließlich geschlossen blieben.

Das war ihr Fehler.

Sie wachte davon auf, dass das Taxi stehen blieb. Als der Fahrer den Wagen verließ, hob sie verschlafen den Kopf und setzte sich verwirrt angesichts der plötzlichen Stille aufrecht hin.

»Ich bin wach, alles in Ordnung«, rief sie, doch da war er bereits um das Taxi herum, an ihrer Tür vorbei und aus ihrem Sichtfeld verschwunden.

Sie war nicht sofort panisch. Erst war es Verwunderung.

»Wo sind wir?« Die Fenster waren von innen beschlagen, und sie wischte mit der Hand ein Guckloch frei. Zu einer

Seite säumten Bäume eine gekieste Auffahrt. Sie versuchte, die Tür zu öffnen, aber der Riegel rührte sich nicht. Sie kroch über den Rücksitz und versuchte es mit der anderen Tür. Gleiches Ergebnis. Sie wischte mit der Hand über das Fenster und sah auf der anderen Seite ein Haus. Ein fremdes Haus. Nicht ihres. Scheiße, nicht ihres.

»Was ist hier los?«

Sie hörte die Schritte des Mannes hinter dem Wagen auf dem Kies, und dann verdunkelte sich das Fenster. Erschrocken fuhr sie zurück. Er beugte sich zu ihrem Fenster herab. Sein Gesicht war von einer schwarzen Sturmhaube verhüllt.

Da erst wurde sie panisch.

Sie hörte seine Stimme durchs Glas. Langsam, deutlich.

»Wir sind hier mitten im Nirgendwo. Wenn du schreist, wird dich niemand hören. Und noch wichtiger: Wenn du schreien solltest, werde ich dir die Finger deiner rechten Hand brechen. Und wenn du dann noch mal schreist, schneide ich sie dir ab. Verstanden?«

Er hatte nicht die Spur eines Akzents, und doch war irgendetwas komisch an seiner Stimme.

Sie rutschte über den Rücksitz zurück zur anderen Tür. Adrenalin rauschte durch sie hindurch, und das Bedürfnis, hier wegzukommen, hier rauszukommen, überlagerte alles andere.

Doch er war schneller. Die Tür in ihrem Rücken ging auf, und eine Hand packte sie an der Schulter. Er war stark.

Wehr dich! Kämpf um dein Leben! Wehr dich!

Ohne zu schreien.

Sie hämmerte mit der Faust gegen das Seitenfenster und hielt sich mit aller Kraft am Türgriff fest, während der Mann versuchte, sie rücklings hinauszuziehen.

Er packte sie am Stoff ihres Kleides, legte einen Arm um ihren Hals und drehte sie herum. Sie trat nach ihm, spürte aber gleichzeitig, wie er sie aus dem Wagen hob. Er schleppte sie den ganzen Weg zum Haus, und sein Griff um ihre Kehle schnürte ihr die Luft ab. Ihr Blick zuckte erst nach unten, dann zur Seite. Steinstufen und marmorne Säulen zu beiden Seiten markierten den Eingang, aber sie hatte keine Zeit, sie sich genauer anzusehen, da sie in einen dunklen Flur gezerrt wurde. Sie konnte nicht atmen. Spürte, wie einer ihrer bequemen Schuhe sich von ihrem Fuß löste und irgendwo in der Dunkelheit zurückblieb. Sie trat aus, kratzte ihn am Arm, versuchte, ihre Finger einzusetzen, um sich aus seinem Griff zu befreien, aber es half nichts. Ihre Fersen schleiften über den Boden.

Dann blieb er stehen, verlagerte seinen Griff und nahm sie in den Schwitzkasten. Endlich bekam sie besser Luft. Dann traten sie durch eine Tür. Eine unerwartete Stufe. Ein Treppenhaus, vermutete sie, aber sie hätte es nicht beschwören können. Dazu war es zu dunkel.

Aus Angst, in die Finsternis zu stürzen, ließ sie sich widerstandslos die Stufen hinunterführen. Unten angelangt schob er sie noch einige Schritte vor sich her und lockerte schließlich den Arm um ihren Hals, doch noch ehe sie die Möglichkeit hatte, sich aus seinem Griff herauszuwinden, stieß er sie mit beiden Händen nach vorne, und sie landete hart auf dem Boden.

Sie hörte, wie hinter ihr eine Tür ins Schloss fiel, und sprang auf. Für einen Moment überlagerten ihr Keuchen und das Adrenalin den Schmerz, den sie bei ihrem Sturz verspürt hatte.

»Lass mich wieder raus, du Arschloch! Mach die Tür auf! Sofort!«

Sie stand in der Dunkelheit und tastete über die Tür, versuchte, die Klinke zu finden oder irgendetwas, womit sie sich öffnen ließe. Mit aller Kraft hämmerte sie dagegen. »Lassen Sie mich raus!«

Sie drosch auf die Tür ein, bis ihre Hand zu sehr wehtat.

Dann nahm sie die andere Hand.

Und da hörte sie es – eine Stimme aus der Wand, begleitet von einem knisternden Rauschen. Sie legte den Kopf schief und lauschte.

»Du bekommst Essen, und du bekommst Wasser. In der Tür befindet sich eine Luke, die nur von außen geöffnet werden kann und durch die du mit Essen und Wasser versorgt wirst. An manchen Tagen wird dein Essen eine kleine Extrazutat beinhalten, damit ich sauber machen kann. Du wirst nicht erfahren, wann das der Fall ist. Wenn du brav bist, muss ich dich nicht umbringen.«

Dann verstummte die Stimme wieder. Sie stand still da und versuchte verzweifelt, mehr zu hören. Vorsichtig wich sie von der Tür zurück. Sie streckte die Arme aus, und ihre Augen versuchten, sich an die Umgebung zu gewöhnen.

Doch da war kein weiteres Geräusch mehr außer ihrem eigenen Keuchen, ihrem schweren Ein- und Ausatmen. Sie streckte die Arme zu beiden Seiten aus und zuckte zurück, als sie eine glatte Oberfläche berührte.

Sie holte tief Luft. Sie konnte die Panik kaum mehr unterdrücken. Sie konnte die Wände um sich herum nicht sehen, aber sie konnte sie bereits spüren. Wie sie immer näher zusammenrückten.

Sie war allein in der Dunkelheit.

Sonntag, den 27. Januar 2013

Tag eins

Eine frische morgendliche Kälte lag über dem Sefton Park und den angrenzenden Straßen. Der Nebel verzog sich gerade erst über die Baumwipfel. Ein Stück vom Gehweg zurückversetzt säumten Reihenhäuser die gegenüberliegende Straßenseite, und die Blaulichter mehrerer Einsatzwagen hatten bereits Grüppchen verschlafener Gaffer angelockt. Sie standen auf dem Gehweg und traten in der Morgendämmerung von einem fröstelnden Fuß auf den anderen. Für gewöhnlich wechselten sie kaum ein Wort, aber die Aufregung zu solch früher Stunde hatte sie aus ihren Häusern gelockt und sogar dafür gesorgt, dass sie sich miteinander unterhielten. Früher einmal hatten diese Häuser ganze Familien beherbergt. Mittlerweile waren die meisten in Wohnungen unterteilt, die für sechsstellige Summen verkauft wurden.

Detective Inspector David Murphy richtete seine Aufmerksamkeit wieder auf den Park auf der anderen Straßenseite. Es war keiner jener familienfreundlichen Parks mit Schaukeln und Rutschen, sondern Hektar um Hektar Grünfläche, wunderbare alte Bäume und genügend Raum, um jedes Mal wieder etwas Neues zu entdecken, wenn man dort spazieren ging.

Sogar die eine oder andere Leiche, die unangemeldet dort auftauchte.

Normalerweise waren es Selbstmörder, die von irgendeinem Baum hingen oder immer noch ein paar Tabletten in der Hand hielten, in der Hoffnung, dass niemand sie finden möge, ehe es vorbei war.

Manchmal war es aber auch etwas anderes.

Er sah die Lichter in der Ferne. Blau und rot zuckten sie hin und her. Das stetige Muster schien einen geradezu hypnotischen Effekt auf diejenigen zu haben, die versuchten, tiefer in den dahinterliegenden Park zu spähen. Murphy saß bei abgeschaltetem Motor in seinem Wagen und versuchte, sich zu sammeln, um dann auszusteigen und hinüberzugehen. Die Lichter der Streifenwagen, die vor seinem Citroën parkten, wurden von der dunklen Karosserie zurückgeworfen, und das Armaturenbrett blitzte im schnellen Takt.

Murphy löste den Sicherheitsgurt, beugte sich nach vorne und versuchte, an den Lichtern und den Menschen, die sich um den Park herum versammelt hatten, vorbeizublicken. Als er feststellte, dass er so nichts erkennen würde, ließ er sich wieder in den Sitz zurücksinken.

Er kratzte sich am Kinn. Er hatte sich am Vorabend rasiert. Sein Bart sah seiner Ansicht nach jetzt ordentlich getrimmt aus und nicht mehr nur so, als wollte er ein Doppelkinn kaschieren. Er unterdrückte ein Gähnen, öffnete die Fahrertür und streckte seine langen Beine hinaus. Ein leichter Muskelkater in den Waden sagte ihm, dass er es auf dem Crosstrainer am Abend zuvor wohl ein bisschen zu gut gemeint hatte, als er sich noch ein paar Pfunde hatte abtrainieren wollen.

Er war noch nicht einmal eine Viertelstunde wach gewesen, als seine Vorgesetzte angerufen hatte. Der Tag war also

noch nicht mal eine Stunde alt, als er sich schon auf den Weg zu der Leiche einer jungen Frau machte.

Murphy mochte es nicht, wenn ein Tag auf diese Weise begann. Erst recht ein Sonntag. Ein Anruf von der Arbeit, noch ehe er die erste Tasse Kaffee hatte trinken oder eine Scheibe Toast hatte essen können. Oder sich etwas Ordentliches angezogen hatte.

Der Tod konnte unfassbar egoistisch sein.

»Murphy?«, hatte er sich am Handy gemeldet, nachdem er das Gerät irgendwann in der Tasche seiner Jeans auf dem Schlafzimmerboden gefunden und wild auf dem Display herumgetippt hatte, um das Gespräch entgegenzunehmen.

»David?«

Murphys Schultern waren hinabgesackt. Detective Chief Inspector Stephens. Außerhalb der regulären Arbeitszeiten bedeutete das in aller Regel nichts Gutes.

»Was ist passiert?«

»Wir haben eine Leiche. Ziemlich verdächtig. Liegt im Sefton Park.«

»Scheiße. Schlimm?«

»Ich hab noch keine Einzelheiten.«

»Und ich soll ...«

»Warum würde ich Sie sonst anrufen, David? Ich bin schließlich nicht der Weckdienst.«

»Es ist nur ... weil es doch schon ein Weilchen her ist ... Ich hatte schon gedacht, dass ich auch die nächsten sechs Monate bei den Einbrüchen bleiben würde.«

»Na und? Jetzt ist es eben was anderes.«

»Wer arbeitet mit mir?«

»Rossi oder Tony Brannon. Ihre Entscheidung.«

»Na super. Die beschissene Qual der Wahl oder wie?«

»Also wirklich, Murphy. Hat man Ihnen nicht beigebracht, dass in Anwesenheit einer Lady nicht geflucht wird? Und überhaupt – in der Not frisst der Teufel Fliegen. Wie lange brauchen Sie?«

Murphy klemmte sich das Telefon zwischen Schulter und Ohr und angelte nach seiner Anzughose, die neben der Jeans am Boden lag. »Welches Ende?«

»Welches Ende wovon?«

»Vom Park.« Tiefer Seufzer.

»Oh. Aigburth Drive. Immer den Lichtern nach. Sieht so aus, als wäre schon das halbe Revier dort.«

Murphy zog den Reißverschluss hoch und schnüffelte an dem Hemd, das er tags zuvor getragen hatte. »Ich bin in zwanzig Minuten da.«

Fünf Minuten später verließ er das Haus, fuhr rückwärts aus der Einfahrt und auf die Straße hinaus. Stellte fest, dass zwanzig Minuten wohl ein bisschen zu optimistisch gewesen waren. Er würde vermutlich sogar jetzt, am frühen Morgen, doppelt so lange brauchen, selbst ohne den üblichen Berufsverkehr durch den Tunnel. Er schüttelte den Kopf, biss sich auf die Unterlippe und bog von der schmalen Straße, die den kleinen Häuserblock umgab, nach rechts ab. Er fluchte innerlich, weil er bei seiner Ankunft erst einmal mühsam den Stand der Dinge würde erfragen müssen.

Die Fahrt zog sich, aber wenigstens gab ihm das die Möglichkeit, vollends aufzuwachen. Innerhalb von fünf Minuten erreichte er die Zufahrt zum Wallasey-Tunnel, der The Wirral mit Liverpool verband.

The Wirral war nicht immer sein Zuhause gewesen.

Wenn er ehrlich war, nannte er es erst seit wenigen Monaten so. Historisch betrachtet hatte es stets im Schatten Liverpools gelegen, war aber zugleich immer schon wohlhabender gewesen als weite Teile der Nachbarstadt. Heutzutage war ihre Verbundenheit offensichtlicher. Während der Westen von The Wirral immer noch verhältnismäßig reich war – vor allem in West Kirby und Heswall –, hatte das Werftensterben in Cammell Laird im Osten auch The Wirral ein paar Armutsviertel beschert. Die Jugendlichen sprachen dort mittlerweile sogar eine Art Liverpools Akzent, wenn auch eine verfälschte Version. Murphy fühlte sich hier wohl, auch wenn die kleinen, feinen Unterschiede tagtäglich spürbarer wurden und an ihm nagten.

Er liebte Liverpool. Die Menschen, die Architektur, die Geschichte. Aber er brauchte etwas Abstand. Dass er in der City arbeitete, reichte für den Moment völlig.

Er nutzte seinen Mautsender, als er die Mautstation am Wallasey-Tunnel erreichte, fuhr schneller als die erlaubten vierzig Meilen pro Stunde unter dem Mersey hindurch und traf trotzdem erst vierzig Minuten nach dem Anruf ein.

Der Januarmorgen war feucht und kalt. Er stieg aus, schloss den Reißverschluss seines Mantels und marschierte auf das Absperrband zu, das eilig zwischen die Pfosten über den Parkweg gespannt worden war und das Gelände dahinter als Tatort markierte. Hohe Bäume zu beiden Seiten der breiten Hauptstraße warfen dunkle Schatten und erschwerten ihm die Sicht. Ein paar uniformierte Beamte standen am Parkeingang Wache. Er zückte kurz seinen Dienstausweis und wurde durchgewinkt.

In einiger Entfernung konnte er geschäftiges Treiben am

Rand eines Kieswegs ausmachen, der die Rasenfläche zerschnitt und tiefer in den Park hineinführte. Das Geschehen schien sich hauptsächlich auf einem Stück Wiese abzuspielen, das am oberen Ende von einer Baumreihe begrenzt wurde. Murphy senkte den Kopf gegen den auffrischenden Wind und schritt darauf zu.

»Sir!«

Detective Sergeant Laura Rossi, Tochter italienischer Einwanderer. Keine einsiebzig groß, langes dunkles Haar. Eine beeindruckende Erscheinung, von den breiten Schultern, die sie ganz leicht untersetzt wirken ließen, bis hin zu der klassischen römischen Nase, die ihr Aussehen vervollkommnete. Die meisten alleinstehenden und nicht wenige der liierten Kollegen hatten sich an sie herangeschmissen und waren kläglich gescheitert. Murphy selbst war keiner von ihnen gewesen. Mit langen Schritten kam sie auf ihn zu, strich sich eine Haarsträhne aus dem Gesicht und schob sie sich hinter das Ohr.

»Alles klar bei Ihnen?«

»Was ist passiert?«, fragte er sie, als sie sich gegenüberstanden.

»Erst mal einen guten Morgen, Sir.«

Murphy blickte auf sie hinab. Sie war mindestens zwanzig Zentimeter kleiner und wog nur halb so viel wie er. Er lächelte sie an, als sie zu ihm hochsah, bis ihm wieder einfiel, wo sie sich befanden, und er einen ernsten Gesichtsausdruck auflegte. Trotzdem war er froh, dass sie da war. Irgendwie – gänzlich ohne Grund, schließlich hatte er keine eigenen Kinder – hatte er das Bedürfnis, sich um sie zu kümmern, eine Art Vaterfigur für sie zu sein. Er glaubte, es lag daran, dass sie noch so unerfahren war. Dass sie jeman-

den brauchte, der sie anleitete. Was ihm allerdings, falls es sich hierbei wirklich um einen Mordfall handeln sollte, nicht besonders in den Kram passte – erst recht nicht, wenn man seinen letzten Einsatz dieser Art in Betracht zog.

»Schießen Sie los. Und hören Sie endlich auf, mich Sir zu nennen. Wie oft soll ich es Ihnen noch sagen?«

»Natürlich. Entschuldigung, Sir. Junge Frau, heute Morgen gegen sechs von Held auf vier Pfoten aufgestöbert. Voll bekleidet. Keine Spuren – außer der Leiche selbst, und die lag ausgestreckt unter einem Baum.«

Murphy sah sich um und entdeckte, auf wen sie angespielt hatte. Der Mann unterhielt sich gerade mit ein paar Streifenbeamten. Ein älterer Herr, etwa Mitte sechzig, der angeleinte Hund direkt an seiner Seite.

»Hat er irgendwas sagen können?«

»Nicht viel. Der Hund ist hoch zu den Bäumen gelaufen, er ihm hinterher, und da hat er das Mädchen gefunden.«

»Ist der Schwachkopf auch da?«

Rossi sah ihn mit großen Augen an. »Wer ist denn der Schwachkopf?«

Murphy grinste. Der Liverpooler Akzent und ihr südländisches Aussehen passten einfach nicht zusammen.

»Brannon. Ist er auch da?«

Mit der Hand vor dem Mund versuchte Rossi, ihr Lachen zu verbergen. Ihre Fingernägel sahen eher abgekaut als manikürt aus.

»Ja, er hat sich schon auf die Jagd nach Spuren begeben. Zumindest hat er es so ausgedrückt.«

»Gut. Dem Fettsack wird ein bisschen Bewegung guttun. Ist die Spurensicherung schon da?«

- »Kam ungefähr zwanzig Minuten vor Ihnen.«
»Irgendwelche anderen Zeugen?«
»Derzeit noch nicht.«
»Alles klar. Haben Sie sich die Leiche schon angesehen?«
Rossi schüttelte den Kopf.
»Na dann, lassen wir sie mal nicht länger warten.«

Murphy marschierte auf den Fundort zu und legte seine XL-Latexhandschuhe an. In der Ferne hinter den Bäumen sah er den großen Kuppelbau des Palmenhauses, das den Mittelpunkt des Parks bildete. Die großen Glasfronten wirkten im diesigen Morgenlicht stumpf und leblos.

Murphy und Rossi betraten das Zelt, das über der Leiche errichtet worden war. Die Bäume dahinter standen dichter, und der Boden, der nach dem harten Winter immer noch nicht vollständig getaut war, knirschte unter ihren Füßen. Darüber hinaus waren nur das Klicken und Surren von Kameras zu hören.

Murphy sah auf die Frau hinab. Anfang zwanzig, vermutete er. Durchschnittliches Aussehen, konservativ gekleidet, roter Pullover mit V-Ausschnitt und schwarze Hose. Nur ein Ohrring – was bedeutete, dass der andere entweder verloren gegangen oder als Souvenir mitgenommen worden war. Er tippte auf Letzteres. Wie immer. Man ging besser immer vom Schlimmsten aus. Meistens behielt er damit recht.

Vorsichtig, um nicht auf irgendetwas Wichtiges zu treten, machte er einen Schritt zur Seite und blieb vor den Füßen der Leiche stehen. Betrachtete sie aufmerksam. Sie hatte bereits die typische Totenblässe angenommen: weißlich, jeglicher Farbe beraubt, als das Blut aufgehört hatte, durch ihre Adern zu fließen. Ihre Kleidung sah neu aus, ungetragen.

Die Knitterfalten an ihrem Pullover schienen eher von der Verpackung zu stammen als vom Tragen.

Sie hatte alle viere von sich gestreckt, die Arme über dem Kopf, die Beine ebenfalls zu einem V geformt. Es sah sorgfältig arrangiert aus, unnatürlich, wie eine Pose. Und genau das war vermutlich auch die Absicht dahinter, dachte Murphy. Aber es war ihr Gesicht, das seinen Blick anzog. Hinter halb geschlossenen Lidern starrte sie geradezu durch ihn hindurch. Blaue, glasige Augen. Der Letzte, den sie gesehen hatten, war derjenige, der sie hier zurückgelassen hatte. Ihre Lippen waren leicht geöffnet und offenbarten die obere Zahnreihe. Hässliche rote Male an ihrem nackten Hals.

Dr. Stuart Houghton, von seinen Freunden nur Stu genannt, kauerte neben ihr. Er war schon leitender Pathologe der Stadt gewesen, als Murphy angefangen hatte zu arbeiten. Sein graues Haar wurde allmählich dünner, seine Haltung gebeugter, selbst wenn er sich aus der üblichen Arbeitsposition erhob. Seine untersetzte, gedrungene Statur hatte sich lediglich um die Mitte herum weiterentwickelt, wo er einen immer umfangreicheren Wanst kultivierte. Er drehte sich zu Murphy um.

»Was haben wir, Dr. Houghton?«

»Dave! Das wurde aber auch Zeit.«

Murphy tat so, als würde er ihn mit dem Zeigefinger erschießen. »Sie wissen doch genau, dass ich den Namen Dave nicht leiden kann. Immer noch ganz der Alte. Außerdem wusste ich, dass Sie längst vor Ort sind. Also, was können Sie mir bisher verraten?«

»Ist das Ihre Ermittlung?«

Murphy zuckte mit den Schultern. »Ich tue nur, was man mir sagt.«

Houghton schürzte die Lippen. »Von mir aus. Ich kann Ihnen noch nicht allzu viel sagen.« Er deutete auf die junge Frau. »Genau so wurde sie gefunden: mit ausgestreckten Armen und Beinen wie bei einem Luftsprung, nur eben im Liegen. In unmittelbarer Umgebung der Leiche haben wir bislang keine weiteren Spuren sichern können. Sie ist seit ungefähr zwölf Stunden tot. Kein Ausweis, keine Handtasche, kein Geldbeutel, nichts. Für alles andere werden Sie das Obduktionsergebnis abwarten müssen. Wir nehmen sie jetzt mit.«

»Was macht das Ganze verdächtig?« Murphy kannte die Antwort bereits, legte es aber darauf an, den Mediziner noch ein wenig zu piesacken.

Houghton murmelte etwas Unverständliches vor sich hin, ehe er mit seinem Vortrag fortfuhr: »Wie Sie zweifelsohne erkennen konnten, hat sie Hämatome am Hals, die auf einen Erstickungstod schließen lassen. Der Notarzt, der hier als Erster eingetroffen ist, hat sie jedenfalls sofort gesehen und – wie ich meine, zu Recht – beschlossen, die großen Jungs zu alarmieren.«

Murphy sah sich das Mädchen noch einmal genauer an. Unter dem Kinn prangten große Flecken, die allmählich dunkler wurden. Außerdem hatte sie ein Muttermal – oder einen großen Leberfleck – auf der linken unteren Halsseite. Es hatte die Farbe von schwarzem Kaffee.

»Ist sie hier gestorben?«

»Da bin ich mir noch nicht sicher, aber ich vermute, nein. Wir haben keine Anzeichen für einen Kampf gefunden. Das

Gras ist einzig und allein hier um den Körper herum plattgedrückt.«

»Wenn Sie irgendwelche anderen Merkmale außer dem Leberfleck finden sollten, lassen Sie es mich wissen. Und wir brauchen den Obduktionstermin.«

Houghton nickte und wandte sich wieder der Leiche zu.

Mit Rossi an seiner Seite verließ Murphy das Zelt. »Wir unterhalten uns mit dem Zeugen, und dann versuchen wir herauszufinden, um wen es sich handelt.«

Rossi nickte und stapfte sofort auf den Hundehalter zu, während Murphy die Latexhandschuhe abstreifte und sich noch mal kurz umsah. Er erkannte diverse Gesichter von früheren Tatorten wieder. Einigen nickte er zum Gruß zu.

Niemand blieb stehen, um mit ihm zu reden. Das war nicht weiter verwunderlich. Er warf einen letzten Blick zurück auf das Zelt, auf die Streifenbeamten, die das Gebüsch und den Untergrund in der näheren Umgebung absuchten, und wandte sich dann wieder seiner Aufgabe zu.

»Das ist Eddie Bishop«, sagte Rossi und kam mit dem Hundebesitzer auf Murphy zu. Bishop war ein grauhaariger, leicht gebeugt gehender Mann. Ein kleiner Jack Russell lief neben ihm her. Gelb verfärbte Zähne grinsten Murphy schief an, und eine runzlige Hand griff die Leine fester, um den Hund bei Fuß zu halten.

»Wir haben nur ein paar Fragen an Sie, Mr. Bishop.«

»Nennen Sie mich Eddie.«

»In Ordnung, Eddie.« Murphy hatte sofort den weichen Liverpools Akzent wahrgenommen, den nur mehr die älteren Bewohner der Stadt an den Tag legten. »Sind Sie öfter hier unterwegs?«

»Zweimal am Tag, gleich am Morgen und dann am Abend noch mal.«

Murphy sah, wie Rossi sich in einem kleinen Buch Notizen machte. »Und Ihr Hund hat das Opfer gefunden?«

Eddies Gesicht nahm einen ernsten Ausdruck an, als er schilderte, wie er seinen Hund neben der jungen Frau entdeckt hatte. »Schreckliche Sache! Es wird sehr, sehr lange dauern, bis ich darüber hinwegkomme, das kann ich Ihnen versichern.«

»Haben Sie irgendetwas bemerkt, was heute Morgen anders war als sonst? Ganz egal, was?«

Eddie schüttelte den Kopf. »Es war alles wie immer, nur ich und Floyd ...« Er zeigte auf seinen Hund.

Murphy verabschiedete sich von Eddie mit dem Hinweis,

dass man seine Aussage zu Protokoll würde nehmen müssen, und versprach ihm, ihn auf dem Laufenden zu halten, obwohl er wusste, dass dies nicht passieren würde.

»Haben wir noch was?«, fragte er Rossi, die immer noch mit ihrer Mitschrift beschäftigt war.

»Unten am Eingang steht jemand, der den Kollegen von der Streife erzählt, er hätte was gehört. Das sollten wir vielleicht auch noch überprüfen.«

»Okay, das machen wir jetzt gleich.«

Doch zuerst sah Murphy sich noch einmal um. Der Park war groß genug, um sich darin verlaufen zu können. Weite Rasenflächen und dazwischen immer wieder kleinere Waldstücke.

»In der Nacht ist man hier praktisch unsichtbar«, sagte er zu Rossi, als sie gemeinsam zum Eingang zurückliefen.

»Stimmt. Der perfekte Ort für solche Dinge. In den frühen Morgenstunden kommt man hier bestimmt herein und wieder hinaus, ohne dass einen irgendjemand bemerkt.« Sie duckte sich unter dem Absperrband durch. »Bin ich dabei, wenn Sie den Zeugen befragen? Ich meine, bin ich Ihnen in dieser Sache als Partnerin zugeteilt?«

Murphy hielt inne. »Überlegen Sie mal. Wir haben in den vergangenen rund zwei Jahren immer wieder zusammengearbeitet, nicht wahr?«

Rossi nickte langsam.

»Ist es in dieser Zeit je vorgekommen, dass ich mit Brannon arbeiten wollte?«

Grinsend salutierte sie. »Ich gehe nur eben rüber und hole ein neues Notizbuch aus dem Wagen.«

Murphy sah ihr nach, als sie auf ihr Auto zusteuerte, das

sie auf der gegenüberliegenden Straßenseite abgestellt hatte. Sie wirkte aufrecht und selbstsicher. Der Hosenanzug stand ihr gut.

»Sir! Sir!«

Murphy wandte sich um – und seufzte theatralisch. »Was wollen Sie, Brannon?«

DS Brannon blieb keuchend stehen und stützte sich mit beiden Händen auf die Knie. »Ich ... Entschuldigung ...« Dann richtete er sich wieder auf. »Ich wollte nur wissen, ob ich irgendetwas tun kann.«

»Haben Sie denn nicht längst irgendwas zu tun?«

»Ich dachte nur ... Vielleicht haben Sie ja noch eine spannendere Aufgabe für mich. Ich bin die ganze Zeit auf und ab gelaufen und hab das Gebüsch durchforstet und bin fix und fertig.«

»Brannon, Rossi arbeitet mit mir zusammen. Beim nächsten Mal vielleicht. Aber ich brauche die Aussagen von allen, die hier am Park in der Nähe des Eingangs wohnen. Organisieren Sie das.«

»Aber ...«

Murphy grinste in sich hinein. Dann kehrte er Brannon den Rücken und schlüpfte ebenfalls unter dem Absperrband hindurch. Brannon war im Grunde nicht verkehrt. Er war eher anstrengend als inkompetent, und er war nicht einmal mehr ein Fettsack, aber der erste Eindruck blieb nun mal an einem kleben.

Die Kollegen am Eingang waren mittlerweile von Anwohnern umzingelt, die in Erfahrung bringen wollten, was in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft geschehen war. Murphy zwängte sich zwischen ihnen hindurch und überhörte geflis-

sentlich die Fragen eines älteren Mannes mit zerzaustem Haar, der nur einen Morgenmantel und Pantoffeln trug.

Er nahm den Kollegen beiseite, der eben noch versucht hatte, den Herrn zu beschwichtigen. »Wer ist der Mann, der behauptet hat, er hätte was gehört?«

»Das Großmaul dort drüben.«

Typisch, dachte Murphy. »Okay. Wo wohnt er?«

Der Constable zeigte auf das Haus direkt gegenüber vom Parkeingang.

»Schicken Sie ihn heim. Wir sind in einer Minute bei ihm.«

Als sie auf das Haus zugingen, war Murphys erster Gedanke, dass es ein bisschen groß wirkte für einen einzigen Bewohner. Als sie über die Schwelle traten, war sein zweiter Gedanke, dass es nicht groß genug war für seinen Bewohner und die Unmenge an Plunder, den er zu besitzen schien.

Im Hausflur stapelten sich mehr als einen Meter hoch bündelweise Zeitungen. Es sah aus, als seien sie mit altem Zwirn zusammengeschnürt. Die bloßen Treppenstufen auf der gegenüberliegenden Seite waren ebenso voll mit Papier, nur dass sich dort Zeitschriften statt Zeitungen stapelten. Während Murphy die erste Tür ansteuerte, die vom Flur abging, stach ihm der Geruch saurer Milch in die Nase. Er war froh, dass er am Morgen nicht mehr dazu gekommen war zu frühstücken. Rossi war ein paar Schritte hinter ihm, und Murphy warf ihr einen Blick zu, um zu sehen, ob der Geruch sie bereits erreicht hatte. Ihr Gesichtsausdruck sprach Bände.

»Wir bringen's schnell hinter uns.«